

FRÜHLING, SOMMER, HERBST UND KUNST

„Frühling, Sommer, Herbst und Kunst“: Der Titel eines Kunstwerks von Ernst Caramelle kam mir in den Sinn, als ich um einen Gastkommentar zur gegenwärtigen Museumssituation gebeten wurde. Die Banalität eines Jahresablaufs benötigt einen Keil, der die Strukturen und die eingeschnürten Entwicklungen aufbricht – gerade in einer Zeit, in der den Bildungseinrichtungen ein winterlicher Wind entgegenbläst. Wir benötigen die Kunst der Gegenwart, um uns mit der Nase auf die tiefgreifenden Probleme stoßen und unsere Wahrnehmung zuspitzen zu lassen. Und ganz nebenbei: Nur rechtzeitig gekaufte Kunstwerke am Puls der Zeit haben einen günstigen Preis. Und auch der Blick auf die Kunst der Vergangenheit ist nur so scharf, wie uns die Künstlerinnen und Künstler des Hier und Jetzt die Augen dafür öffnen. Die historischen Hilfswissenschaften sind erlernbar, die Sicht auf notwendige Paradigmenwechsel schon nicht mehr – da muss die Kunst immer wieder hineinstoßen, selbst gegen Widerstand.

Dies zuzulassen, setzt Informationsflüsse und Geld voraus. Als Museumsbesucher bin ich der Kunde, der als König und Steuerzahler allerdings nicht nur wünscht, nicht nur fordert, sondern kategorisch herbeizitiert muss. Unlängst hat jemand angemerkt, dass innerhalb des ORF der Hörfunk deutlich besser sei als das Fernsehen, weil der politische Einfluss weniger greife. Das ist es. Der derzeitige Katzenjammer mit seiner langen Vorgeschichte ist Resultat eines katastrophalen Pingpongs zwischen Politik und Medien. Indem die Politiker die Informationsflüsse kontrollieren wollten, sind sie selbst zu Gejagten geworden. Sie regieren nach dem, was der Boulevard will, der selbst oft nicht genau weiß, was er will. Und wenn er etwas will, dann ist es sicher nicht Kunst. Das heißt, er ist gegen mich. In jedem Fall aber habe ich ihn nicht gewählt. Momentan kann ich keine Partei Österreichs vom Vorwurf freisprechen, nichts gegen dieses Pingpong zu unternehmen. In der Politik wie in der Wirtschaft – und vor allem in der sozialpartnerschaftlichen Schattenwirtschaft – fehlen derzeit Facharbeiter. Leute, schaut auf euer Personal! Wie sollen sich Museen positionieren, wenn selbst der Kleinbürger seinen wichtigeren Teil verliert, nämlich den, Bürger zu sein. Nur noch klein, nicht mal Herr Karl. Man stelle sich in der Folge eine Doppelconferéce vor, bei der nur mehr aus dem Off gesprochen wird.

Informationsflüsse unterliegen der Computer- bzw. Internetrevolution, deren Ende und vor allem deren globalökonomisches Bezugsfeld noch lange nicht abzuschätzen sind. Räume, abgelöst von Rechts- und noch mehr von Unrechtsräumen, werden zunehmend unplastisch, untastbar, ungreifbar. Und im selben Maß bedeutungsvoller. Als Konsequenz stehen die Museen vor der Forderung, nicht nur das seh- und berührbare Objekt möglichst eindrucksvoll auszustellen, sondern virtuell zu kopieren, zugänglich und der Vermittlung dienstbar zu machen; neuerdings verschärft durch 3D-Möglichkeiten. Die Kluft zwischen dem Originalobjekt, dessen Bedeutung selbst dem größten Trottel mit Tomaten auf den Augen beim Preis in der nächsten Auktion klar werden sollte, und dem „Ding“ im Computer wird größer. Das Hineinstellen in die Vielleicht-Unrechtsräume kostet allerdings im personellen und im Kontrollbereich Beträchtliches. Es kann bisweilen passieren, dass der Aufwand teurer wird als das Objekt selbst. Diejenigen aber, die das rechtzeitig machen und juristisch absichern, sind international voran – Österreich ist gerade noch im Rückspiegel zu sehen.

In der Vermittlung, die das alles braucht und noch vieles mehr, spielen diese Elemente eine enorme Rolle. Wenn ich didaktisch und – das ist das Wichtigste – vor allem interaktiv arbeiten will, dann muss ich diese Möglichkeiten ausschöpfen bis zum äußersten Rand. In meinem Tal stehen im Zimmer der Volksschule reihenweise Computer, und das ist gut so und hat mich bei erster Sichtung überrascht. Aber selbst wenn dem nicht so ist, bekommen die Kinder eine Welt zu spüren, in welcher der Bildschirm, aber eben nicht nur er, Zugänge noch vor der Lesefähigkeit öffnet, die global sind, nicht nur geografisch gemeint. Die Interaktivität macht es aus. Als ich, mit meiner Frau mich abwechselnd, mit unseren kleinen Kindern in das neue naturwissenschaftlich-technische Museum in Granada, den „Parque de las Ciencias“, ging, war ich erstaunt, erstens wie viel Geld die Kommune und die EU gewährten und zweitens wie stark hier strategisch, ich würde sagen wollen (das war österreichisch, würde meine deutsche Frau einwerfen, entweder du sagst etwas oder eben nicht) erfolgreich, vorgegangen wurde. Als ich mit meinen Kindern ins Museum ging und nach zwei bis drei Stunden gegen Abend noch schnell in der Stadt etwas erledigen wollte, stieß ich auf Widerstand. Die Rabauken waren nicht aus dem Museum zu bringen. Das Museum hat den Vater besiegt. Wir haben auch jetzt noch eine Jahreskarte. Die toten Viecher der Naturkunde machen die Attraktion nicht aus, sondern die Art der Präsentation hinein in alle Filiationen; die Mischung aus dem herkömmlichen statischen Herzeigen, das ja nicht verlustig gehen soll, und der medialen Mobilmachung der Besucherinnen und Besucher. Doch auch für dieses Unternehmen muss Steuergeld in die Hand genommen werden.

Natürlich ist es etwas anderes, wenn ich die Chance habe, ein völlig neues Haus aus dem Boden zu stampfen. Dass Wien mit seiner historischen Architekturlandschaft kein Honiglecken für alle Beteiligten ist, liegt auf der Hand, macht aber auch den Charme aus. Doch jedes Haus mit Sammlungen und Wechselausstellungen muss eigentlich jedes Jahr neu überdacht werden, abgeleitet von „überdenken“, wohlgemerkt.

Es ist doch gut, wenn Sammlungen wachsen und irgendwann das Dach sprengen – es sollte nur nicht hineinregnen. Nicht nur, dass die Zuordnungen der Kunstwerke innerhalb der Bundesmuseen – vor allem jene aus der Zwischenkriegszeit – völlig neu überlegt werden müssen, darüber hinaus ist auch eine komplette Neuordnung in der Urbanistik notwendig. Alle, sogar die Touristiker, gewinnen. Chancen

sehe ich, selbst in der Krise der Budgets. Gerade das in den Stadtraum Fließende, das in den Alltag Eindringende, das alle Lebensräume Abdeckende macht es spannend. Man sollte Museen und deren Köpfe dabei unterstützen, Lebensräume zu gewinnen, in denen Menschen wie von selbst immer wieder neugierig ins Haus zurückströmen.

Wenn Künstlerinnen und Künstler in den öffentlichen Raum ausscheren, dann ist allein im Kampf gegen mehr oder weniger sinnvolle Verordnungen und – bisweilen – gegen mehr oder weniger sinnvolle Beamte ein Kunstwerk entstanden. Dann ist neben dem eigentlichen Objekt ein Kunstrechtsraum zur Welt gekommen. In diesen Aktionen tritt die ganze Mühseligkeit und Hemmschwelligkeit einer Gesellschaft schonungslos zutage, aber oft auch die erstaunliche Bereitschaft von Teilen der Bevölkerung mitzumachen; und dann auch wieder ins Museum zu gehen.

Nur ein kleines Beispiel, das allerdings – leider – nicht an ein Museum gekoppelt war, um zu illustrieren, was ich meine. Anstatt der Gruppe „Gellitin“, die solche Dinge souverän beherrscht und mich als Kunsthistoriker aufmuntert, erwähne ich die „plattform kunst-öffentlichkeit“, die 2007 unter dem Titel „transfair“ eine im ersten Moment denkbar lapidare Aktion gestartet hat. Eine Schindel des „Goldenen Dachls“ in Innsbruck wurde herausgenommen und durch eine Schindel eines Heuschobers bei Vals in einem Seitental in der Nähe des Brenners ersetzt. Die goldene Schindel wiederum wurde auf den Schober gesetzt. Man kann sich vorstellen, welchen Aufwand die Künstlerinnen und Künstler betreiben mussten, um die beiden Kommunen, alle damit zusammenhängenden Verwaltungsebenen und nicht zuletzt das Bundesdenkmalamt zu überzeugen. Das Verhältnis von Stadt und Land, das sich weltweit in den letzten Dezennien mit gewaltigen demografischen Verschiebungen verändert hat, sollte damit thematisiert werden, natürlich auch die Polarisierung von Herrschaftsarchitektur und Überlebensarchitektur. Ich kann mich an die wunderschöne Landschaft mit hinreißenden Kühen erinnern sowie an Gespräche mit Bauern, welche die traditionelle Fertigungstechnik der Schindeln und die Schönheit des wettergegerbten, silbrig glänzenden Holzes erklärten, das mit dem Störelement der goldenen Schindel erst richtig zur Wahrnehmung gelangt. Selbst wenn sich der eine oder andere mit dem Finger auf die Stirn geklopft haben mag, die meisten haben das entstandene Gemälde „verstanden“. Nach einigen Tagen – die Pressearbeit war gut – wurde die blattvergoldete Schindel gestohlen. Was die Diebe nicht wussten, es war keine aus der Ursprungszeit, sondern eine Ersatzschindel aus der Restaurierung Ende des 20. Jahrhunderts, und Sie wissen, wie günstig Blattgold ist. Damit hat die Gruppe nicht nur ihre Ziele umgesetzt, sondern auch gleich den „Kunstdiebstahl“ ad absurdum geführt und die Frage von „Historizität“ multipliziert. Ätsch.

Es muss die Unabhängigkeit der Schaffenden gewährt sein, sonst kann die Intervention, die ich fordere, nicht stattfinden. Unter dem persönlichen Finanzdruck und dem Druck der privaten Galerien müssen sie in einem globalen Feld ihre ureigensten Inhalte und Formallösungen durchlavieren, ohne zu Kommerztigern zu verkommen. Zum einen gibt es unter den Galerien und den meinungsbildenden Spezialmedien faire und weniger faire, zum anderen können Museen ein Korrektiv einbringen – allerdings mit dem Risiko, einen etwas unbekannteren Namen oder ein unpopuläres Thema auf das Banner zu heften. Da sind die Besucherzahlen ein Unkorrektiv. Hier die Balance zwischen offiziösen Vorgaben und Qualitätskriterien zu halten ist wohl momentan eine der größten Herausforderungen für die Museen.

Wenn Kunst Wahrnehmungsprozesse in Gang setzt, dann ist das – neben vielem anderem, süffisant gesagt zum Beispiel „Schönheit“ – ein Qualitätskriterium. Kunst braucht Täterschaft. Aber gute. Und in diesem Sinne muss von den Museen Intervention in den kompletten Lebensraum gelassen werden. Wenn Bildung so beschränkt wird wie jetzt und wenn der Generationenvertrag so total und katastrophal gebrochen wird, kann dieser ja im Grunde nur von den Nachfolgenerationen mit dem Geld, das man ihnen vorenthält, eingeklagt werden. Dann müssten Museen, Schulen und Universitäten eigentlich selbst klagen. Das wäre süß.

Das MAK „hängt“ seit seiner Gründung direkt oder indirekt an der Universität für angewandte Kunst und damit weniger an den Professorinnen und Professoren, sondern vor allem an den Studierenden, an den jungen Künstlerinnen und Künstlern. Allein zu sehen, wie stark in den letzten beiden Dezennien der Zuwachs an jungen Leuten in der Bibliothek im MAK, neben jener der Universität, gewesen ist, hat beglückt.



Michael Wallraff, Vertikaler öffentlicher Raum – Landesberufsschule Graz, 2010, Modell
Michael Wallraff, Vertical public space – Provincial Vocational School, Graz (model), 2010



Mustervasen, China, 2. Hälfte 19. Jahrhundert
Sample vases, China, 2nd half of the 18th century

Wenn es so weit ist, dass eine Studierende oder ein Studierender mir ein Buch in der Benutzung vor der Nase wegschnappt, dann kann ich mich vielleicht im ersten Moment ärgern, im zweiten, als Professor, freue ich mich diebisch: They are „On the Road“. Synergetische Effekte sind immer gesucht worden und wurden mal gefunden, mal nicht. Organisatorisch und wirtschaftlich ist das für ein Museum eine gewaltige Herausforderung; der Weg zumindest war der richtige. Und der Weg ist bekanntlich das Ziel.

Das mit der sogenannten Selbständigkeit, auch bei den Museen, lässt mich nicht los. Wieso hat damals die Republik Österreich die Universitäten selbständig werden lassen, ohne ihnen die Immobilien zu schenken? In den USA sind sie zumeist im Eigentum. Jetzt bekommen also die Universitäten Geld, damit sie Miete an die BIG zahlen, die wiederum an die Republik Österreich zahlt. Ich habe eine Verdoppelung bis Verdreifachung des Aufwands. Das ist Kakanien. Dazu kommen sogenannte „Leistungsvereinbarungen“. Frage an Juristen: Wie nennt man eine Vereinbarung, bei der sich nur eine Seite daran halten muss? Feudalismus? Ich fordere die Übergabe sämtlicher Leistungsvereinbarungen an die Presse.

Wenn schon „selbständig“, dann richtig. Aber wahrscheinlich wird nicht geklagt, sondern weitergewurschtelt. Ich manipuliere oder ich werde manipuliert. Ich setze eine Aktion oder werde zu einer gedrängt. Österreich schafft es, beides in die gleiche Richtung zu machen, das ist eigentlich seine bedeutendste Intelligenzleistung, und daraus gewinnt man die Intrige, die feinst gesponnen wird. Nur in der Sache geht nichts weiter. Wie wehrt man sich dagegen? In der Krise und deren Abfederung – das kostet natürlich Zeit und politischen Aufwand, das sei konzediert – wird der bereits seit zwei Dezennien evidente Reformstau im gesamten Bildungsbereich überdeutlich.

Wenn zwei Ministerinnen unterschiedlicher Couleur in einer Situation, für welche sie keine Verantwortung tragen, endlich Taten setzen wollen und mehr oder minder deutlich von den Boulevardpolitikern und den Gewerkschaften, die ich nicht gewählt habe, zuerst zurückgepiffen werden, um ihnen dann Untätigkeit vorwerfen zu können, dann fragt man sich schon, wie die Intervention aussehen sollte. Der Unmut wächst. Eines ist nun sicher, die nächste Wahl bringt die Lösung nicht. Das zeigt auch schon das Ausmaß der Probleme. Ein stärkerer Schulterschluss von Museen, Universitäten und Schulen wird notwendig sein, aber sicher nicht in sozialpartnerschaftlicher Mengenlehre zur Vernichtung von Geld. Es hilft nur das Aufbrechen und Auflösen von Strukturen. Hier könnten die Museen einen Keil hineintreiben gegen diese unerträgliche Lethargie. Selbst in Abhängigkeit vom Tropf.

Ich lausche und höre, dass von einer ganz wichtigen Seite mein Bedauern geteilt wird, endlich. Von Wirtschaft und Industrie. Kommt ideologische, aber nicht vereinnahmende, dringend benötigte Hilfe aus dieser Ecke, dann könnten die Museen und gerade das MAK wieder an die Kernbereiche ihrer Gründung geraten, nämlich Kunst und deren Geschichte bis zur Gegenwart als Ausgangspunkt stetiger Innovation zu sehen. Die Selbstverortung Österreichs kann wohl nicht Stillstand der Bildung sein. Wir brauchen keine laute Revolution, wir sind ja in Österreich, aber es wird schon eine geben müssen.